



von uns spürt, dass das eine Urbotschaft ist, ohne die Leben nicht gelingen kann, persönlich, gemeinschaftlich, gesellschaftlich, politisch. Du sollst lieben! Und das ist so einfach, dass der Verfasser dieses Buches sagen kann, das ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten! Hand aufs Herz: Wir können es halten! Wir müssen diesem Wort Recht geben, selbst wenn wir da oder dort eingestehen müssen, dass wir es nicht gehalten haben. Du kannst also glücklich werden, wenn du ein Mensch bist, der aus der Liebe kommt.

Aber der Mann will es genau wissen, oder er will Jesus noch mehr kitzeln und auf die Probe stellen, und sagt: „Wer ist denn nun mein Nächster? Muss jeder mein Nächster sein? Gibt es da nicht auch Grenzen?“ Auch das ist typisch menschlich, dass wir Grenzen setzen. Irgendwann muss ja mal Schluss sein mit der Liebe. Und dann erzählt Jesus diese wunderbare Geschichte. Wer sie noch einmal Stück für Stück durchgeht, wird spüren, welch ein klassischer Erzähler Jesus von Nazareth gewesen ist. Wie er diese Geschichte aufbaut, und wie er sie gestaltet, allein schon durch die Tatsache, dass er als Figur dessen, der die Liebe übt, nicht jemanden aus dem Volk Israel nimmt, nicht den Priester, nicht den Leviten, sondern einen, der eher in größter Distanz zum Volk Israel stand und von den Menschen dort angesehen wurde – der Fremde! Wir könnten vielleicht einen anderen Namen einsetzen.

Und dann der Rahmen, und das ist der zweite Satz, den ich mit Ihnen bedenken will, und den dritten dazu nehmend: „*Er sah ihn, und ging weiter*“ (Lk 10,31.32). „*Geh, und handle genauso wie der Samariter*“ (Lk 10,37)! Liebe Schwestern und Brüder, ist das nicht aus dem Leben gegriffen? Fangen wir einmal bei dem dritten Satz an und schauen: Was können Sie von sich sagen? Jeder von uns! Geh, und handle genauso! – So haben wir es doch oft genug gemacht! Das haben Sie doch in Ihrem Leben verwirklicht, oder nicht? Sie sind dem gefolgt: Geh, und handle genauso! Ich brauche nur an das zu denken, was hier im vergangenen Jahr geschehen ist. Nicht nur die furchtbare Katastrophe, die immer noch ihre Wunden zeigt, sondern auch die große Flut der Helferinnen und Helfer, von nah und fern, Fremde, Samariter im übertragenen Sinne! Sie haben gehandelt und sind hierhergekommen, Sie sind von Zuhause weggegangen und haben geholfen und vieles mehr!

Liebe Schwestern und Brüder, und dann dürfen wir auch ganz selbstkritisch dahin schauen und uns fragen: Wo habe ich etwas gesehen und bin vorbeigegangen oder weitergegangen? Das geschieht uns doch oft. Wir sind im Stress, in der Hetze und Hektik, hören nur mit halbem Ohr oder gar nicht zu, und tun nur so, oder der Bettler – schon allein von seinem Geruch her möchten wir nicht zu nahe treten – und so fort ... Wie oft ist uns das auch schon so gegangen. Wie oft waren wir in dem Sinne auch Priester und Levit, die gesehen haben und vorbei gegangen sind. Und der Samariter tut es nicht. Und was ihn auszeichnet, liebe Schwestern und Brüder, ist nicht nur, dass er diesen Mann auf sein Lasttier hebt und versucht, ihm eine Bleibe zu geben, sondern dass er zahlt und verspricht, er würde auch noch drauflegen, wenn der Wirt mehr braucht, als er ihm jetzt gegeben hat.

Und da sind wir an dem, der diese Geschichte erzählt, liebe Schwestern und Brüder. Er kommt ja gar nicht vor, Jesus selbst. Aber ist nicht er derjenige, der hilft? Gibt er uns da nicht ein Bild von der Wirklichkeit der Liebe Gottes, der Wirklichkeit von sich selbst? Er verschwindet hinter dieser Figur, und mit Recht haben Theologinnen und Theologen und geistliche Schriftsteller in diesem gefallenen Mann, der da im Straßengraben liegt und verwundet ist, die gefallene Menschheit gesehen, und in dem Samariter den Herrn selbst, der gekommen ist und sich bis in die eigene Verwundung hinein um den Verwundeten kümmert. Es heißt so schön bei der Berufung des Mose: Gott sagt: Er habe das Elend des Volkes gesehen und seine Schreie gehört. „*Ich steige herab*“ (vgl. Ex 3,8). Er sieht und geht nicht weiter, er sieht und geht nicht vorbei, sondern er gibt seinen Sohn, gibt ihn hin, damit Er bis in sein Blut hinein Frieden stiften kann,

wie es dann der wunderbare Kolosserbrief heute besingt. Und er tut es im Übermaß, er legt drauf, mit seinem Fleisch und Blut bis zur Gegenwart jeder Eucharistie.

Liebe Schwestern und Brüder, so wird er uns zum Nächsten, jedem von uns. Und er kennt nicht den Unterschied zwischen Juden und Griechen, zwischen Samaritern, Priestern und Leviten, sondern er wird jedem zum Nächsten. Leben wir nicht davon?

Sie werden nun denken: Wann kommt er denn endlich zum Festgegenstand? Aber liebe Schwestern und Brüder, als der Volker vor 25 Jahren Primiz feierte, hatte er ausgewählt aus dem Text des Johannesevangeliums und über sein Leben geschrieben: „*Bleibt in meiner Liebe!*“ (Joh 15,9). Das war der Ausdruck seines persönlichen Bekenntnisses, seines Suchens und Fragens bis zur Entscheidung für diesen Dienst. Es war die Einladung an die, mit denen er in seinem Leben zu tun haben wird, doch in dieser Liebe zu bleiben, und er wiederholt es heute als Mahnung an sich selbst und als Geschenk an uns alle, doch in Seiner Liebe zu bleiben: In der Liebe, die wir am barmherzigen Samariter Jesus und seinem Werk ablesen. Das hat er zu leben versucht. So habe ich ihn erleben dürfen: Immer unter den Menschen, ob das in Dillingen oder in St. Wendel, ob in Trier St. Antonius oder in Kaisersesch oder hier in Lantershofen war – immer in einer zugewandten Weise bei den Menschen zu sein, mit seiner Kompetenz, mit seinen Gaben und Fähigkeiten, mit der Schnelligkeit seiner Auffassungsgabe, die manchmal im Urteilen fast nicht zu zügeln ist, und mit der Hingabe an die jeweilige Aufgabe, die der Bischof ihm übertragen hat.

Dafür danken wir heute! Wir nehmen seine Einladung und seine Bitte auf, liebe Schwestern und Brüder, bleiben wir doch in dieser Liebe!

Amen.